Die Diamanten der Großmutter.

(Fortsetzung.)

„Dies Alles ist wunderbar, höchst wunderbar!“ rief d'Avelon aus, Valentine ebenfalls sehr fest und betroffen anschauend. „Deine Ahnungen konnten Dir doch nicht gesagt haben, daß unserem Gast irgend eine Gefahr bedrohe?“

„Doch mein Vater, der beste Beweis ist, daß ich ihn frühzeitig genug gewarnt habe.“

„Und daß Sie mit ihm durch Nacht und Regen hinausgegangen sind, allein, mit dem deutschen Officier, dem Feinde Ihres Vaterlandes!“ fiel Gaston ein.

„Ich bitte, lassen Sie das Vaterland in Ruhe, Herr Gaston von Ribeaupierre, es hat, glaub' ich, mit dieser Angelegenheit sehr wenig zu schaffen. Und was sonst mein Betragen angeht, so verbitte ich mir Ihre Kritik darüber; ich spreche Ihnen von heute an alles und jedes etwaige Recht, das Sie glauben könnten zu haben, ab, sich über mein Betragen zu beklagen, sich irgend damit zu beschäftigen.“

„Ah, das ist sehr deutlich geredet!“

„Es freut mich, daß Sie es verstehen!“

„Ich weiß nicht, ob Ihr Vater....“

„Mein Vater wird nie etwas versuchen, was er nicht durchzuführen vermag, nie versuchen, das Gefühl zu ändern, das mir meinen Entschluß diktirt. Er ist unwiderruflich.“

„Gott steh' uns bei! Nun ist das Schlimmste bei der schrecklichen Geschichte noch, daß sie mit einem Zerwürfniß zwischen Euch Beiden endet,“ rief Herr d'Avelon dazwischen, „Gaston, ich wollte der Teufel hätte Sie geholt, ehe Sie auf den Einfall kamen, Ihre Bande von schwarzen Hallunken hierher zu führen! Aber es ist wahrhaftig nicht die Zeit, die ganze Sache zu ergründen und in Streit darüber zu gerathen; kommen Sie, Gaston, ich lasse Sie hinaus, wenn Sie heimkehren wollen und nicht vorziehen, den Rest der Nacht hier zuzubringen....“

„Ich ziehe vor, heimzukehren....“

„Nun wohl, so kommen Sie, ich schließe die Thür; „dann suchen wir uns durch die Fortsetzung des unterbrochenen Schlafs die erhitzten Gemüther zu beruhigen.“

Herr d'Avelon erhob sich und entließ Gaston mit einem ziemlich trockenen „Gute Nacht“. Es war in diesem Augenblick sehr wenig von Schlafbedürfniß in ihm, er hätte auch Lust genug gehabt, das ganze Ereigniß noch gründlicher mit Gaston zu erörtern, aber mehr war ihm daran gelegen, Gaston und Valentine in ihrer erhitzten Stimmung nicht länger einander gegenüber zu lassen.

Während er mit Gaston hinausgegangen war und die Hausthür abschloß, sagte rasch Ellen, mit einem eigenthümlich scharfen und drohenden Seitenblick auf Valentine:

„Werden Sie jetzt auch den Krieg mit mir wie eben mit Gaston beginnen? Thun Sie das nicht, ich möchte nicht so discret sein, um, was ich that, zu rechtfertigen, wie er es eben war, und das Ende würde sein, daß Sie sehr bereuen würden, was Sie gethan haben. Also rufen Sie keine Erklärungen hervor — ich warne Sie; und hüten Sie sich, mich zu einer Vertheidigung vor Ihrem Vater zu zwingen — Sie würden dafür eine Strafe erhalten, die Ihnen blutige Thränen auspressen würde.“

Nach diesen mit einer ganz schneidenden Betonung gesprochenen Worten verließ auch Miß Ellen mit ihrem gewöhnlichen unhörbaren, weichen und energielosen Schritt den Raum.

Valentine sah ihr betroffen nach: welches Räthsel, welche Drohung lag in diesen seltsamen Worten? — was war es, das Ellen, statt tief beschämt und gedemüthigt, so gebieterisch warnend reden ließ? Gab es für sie, für Gaston denn eine Rechtfertigung ihres zum guten Glück von Valentine früh genug durchschauten tückischen Anschlags? Die Frage war peinigend und schwer, Ellen's Drohung war beängstigend genug; dazu kam die Befreiung des auf Valentine harrenden Flüchtlings; aber alles Das war dennoch nicht im Stande, ein stolzes Gefühl von Befriedigung, von innerem Glück in der Brust des jungen Mädchens zu ersticken — ihr Herz schlug mächtig und hoch auf unter diesem Gefühl der eben errungenen Freiheit, der gebrochenen Fesseln.

So eilte sie festen elastischen Schritts ebenfalls in ihr Schlafgemach hinauf, um hier das erste Aufdämmern des Morgens zu erwarten — sie wollte möglichst unbemerkt das Haus zu verlassen, um Max aus seinem Zufluchtsort zu befreien.

VII.

Valentine hatte sich in ihren Kleidern auf ihr Lager gelegt, um so den Morgen herankommen zu lassen; trotz der Erregung und alles innern Sturmes in ihr schloß doch endlich der Schlummer ihre ermüdeten Augen; als sie erwachte, nahm sie am westlichen Himmel, der in ihr Fenster hereinblickte, den Reflex der Morgenröthe wahr — an der andern Seite des Hauses über dem Maasthal mußte eben die Sonne mit ihren ersten Strahlen sich ankündigen. Valentine fuhr empor; sie rüstete sich rasch zu ihrem Gange und trat unhörbar auf den Corridor hinaus. Hier hielt sie eine Weile an — mußte sie denn gehen, selbst gehen? — konnte sie nicht ihren Vater wecken und ihn bitten, statt ihrer den Gang zu machen? — war es nicht schicklicher und besser, wenn sie es that? Aber durfte sie noch einmal ihn in der ohnehin schon so heftig gestörten Nachtruhe unterbrechen und, was noch mehr, ihm die Aufgabe zuschieben, bei dem deutschen Officier, den er für die Nacht eingeladen, das, was geschehen, zu entschuldigen? Nein, es war eine zu demüthigende Situation für ihn; sie wollte ihm nicht zumuthen, nun auch noch das über sich zu nehmen — sie sagte sich, welches Herzeleid ihm diese Nacht, ihm ihre Erklärung gegen Gaston zugefügt haben, welchen Kummer sie ihm noch machen müsse, wenn er erführe, daß ihr Entschluß unwiderruflich sei, daß er alle Hoffnung auf eine Verbindung, die ihm so am Herzen lag, aufgeben müsse! — Er sollte jetzt ruhen dürfen, der arme Vater, und sie selbst wollte gehen! Valentine schritt voran; mit einem eigenthümlichen Gefühle von Spannung und Angst vor dem Zusammentreffen mit Max, vor Allem dem, was die nächste Stunde für sie enthalten werde, scheu, als ob sie eine Missethat begehe, entsetzt über sich selbst, daß sie ohne Rücksichten und Bedenken etwas thue, was sie noch vor einem Tage für völlig undenkbar gehalten hätte, erstaunt über ihre Kühnheit — und doch wieder fortgezogen, wie unwiderstehlich und von einer von ihr selbst unverstandenen Macht.

So schlüpfte sie zur Ferme hinaus und schlug draußen denselben Weg wieder ein, den sie in der Nacht mit Max genommen. Er war der kürzeste, und da ihn jetzt bereits die Dämmerung erhellte, so bot er keine Schwierigkeit mehr. Auch legte ihn Valentine rasch und ohne Aufenthalt zurück. Oben auf der Lichtung blieb sie einen Augenblick stehen, um aufzuathmen, und gefesselt von dem prachtvollen Schauspiele des glühenden Sonnenballs, der eben dicht über dem Kamme der Vogesenhöhen jenseits des Maasthals durch die mit Gold- und Purpurströmen übergossenen dichten und schweren Wolkenschichten brach; auf der Ferme des Auges leuchteten die Mansardenfenster wie in rothem Brande davon auf; jenseits der Einsattelung links färbten die Strahlen eine eben aufsteigende Rauchwolke mit leisem rosigen Schein .... auf dem Hammerwerke mußte man eben wieder die nie ruhende Arbeit beginnen. Die Ferme aber lag noch im Schatten und im tiefsten Schlummer begraben, der Hof still und wie ausgestorben, nur aus den Stallungen tönte das Wiehern eines Pferdes; drüben im Flußthale begannen die Hähne zu krähen.

Valentine wandte sich und setzte ihre rasche Wanderung durch das feuchte Gehölz, an dessen Zweigen und Blättern die jetzt vom aufsteigenden Licht in Diamanten verwandelten Tropfen hingen, fort... wie kurz fand sie jetzt den Weg, der ihr in der Nacht so endlos geschienen .... die Tropfen, die ihr auf Hut, Nacken und Schulten sprühten, waren wie ein Segen, den diese seltsame Morgenwelt, welche Valentine früher nie gesehen hatte, diese bei ihrem Erwachen all' ihre stille Größe entfaltende Natur über sie ausschüttete. Es wurde in ihr selbst still und ernst und feierlich; ihr Herz begann ruhiger zu schlagen, sie athmete freier. Die bange Scheu vor dem Zusammentreffen mit dem Deutschen wich von ihr, nur in einer gewissen Spannung noch legte sie den Rest des Weges zurück und stand bald am Fuße der Aufschüttung von Felsgerölle, über die es in das Innere der Höhle ging. Valentine sah, daß Max die Höhle nicht geschlossen hatte; die alte Thür, die einst im Innern des Einganges angebracht war — ohne daß man mehr wußte, von wem und wozu — war vielleicht nicht mehr zu bewegen gewesen. Valentine rief, am Fuße der Höhle stehen bleibend .... erst leise, dann lauter. Niemand antwortete und Niemand erschien. Schlief ihr Schützling so fest, auf irgend eine harte Felsplatte ausgestreckt? hatte er sich so weit in's Innere vertieft? Valentine sah, daß sie schon selbst sich hineinwagen müsse, um ihm ihr Dasein kund zu thun. So stieg sie empor, trat durch die enge Oeffnung und dann, als sie einige Schritte hinein gemacht und die Höhle sich nun plötzlich erweiterte, zur Seite, um das Morgenlicht hereinzulassen, das durch ihre Gestalt ausgeschlossen wurde. Aber wie sie auch ihre Augen anstrengte, sie nahm Niemand wahr, und ihrem lauten ängstlichen Rufe wurde keine Antwort. Erregt ging sie weiter, so weit endlich, wie sie gehen durfte, um nicht in die vom völligen Dunkel verhüllte Gegend zu gerathen, wo der Abgrund begann — und dann kehrte sie zurück, zum Eingange, zum Lichte.

Betroffen blickte sie hier über die unter ihr sich hinabziehende schmale Schlucht fort, dem selten betretenen Fußpfad nach, der sich auf dem Grunde derselben hinabzog, den Windungen eines Baches folgend, welcher etwa hundert Schritte unterhalb des Höhlenganges aus dem Felsgestein brach, hell und wasserreich, wahrscheinlich ein Abfluß des unterirdischen Gewässers im Hintergrunde der Höhle. Rechts und links hoben sich schweigend die Bergwände so steilrecht, als hätten sie einst zusammengehört und aufeinander gelegen und sich nur in Folge eines Haders und Streits so trotzig in den Rücken geworfen, die düsteren Gesellen. Ein Falke schoß eben darüber fort, mit harschem Schrei — ein menschliches Wesen aber war nirgends zu sehen.

Es war seltsam! Valentine hatte Max hinlänglich gewarnt, sich nicht zu weit in die Höhle zu wagen — daß er darauf nicht geachtet, daß er in Folge seiner Unvorsichtigkeit ein grausiges, ein unaussprechliches Ende gefunden — es war ja nicht anzunehmen, und Valentine wies den Gedanken daran tief aufathmend weit von sich ab! Nein, er mußte ungeduldig geworden und aufgebrochen sein, beim allerersten Dämmern des Morgens, um sich allein den Heimweg nach Void zu suchen. Auch das war unvorsichtig, entsetzlich unvorsichtig, von ihm! Wie konnte er allein den Weg finden aus diesem einsamen, in den Bergen so tief versteckten Winkel; wie konnte er, der Deutsche, hier in Feindesland das wagen, wo er nicht wußte, auf welche Menschen er stieß, er, allein und hülflos, ohne Führer und Steuer! Ein demüthigendes Gefühl, als ob etwas für sie persönlich Verletzendes in diesem Fortgehen liege — sie hatte ihm ja doch gesagt, daß sie wahrscheinlich selbst ihn zu führen kommen werde — trat hinzu, um Valentine über die Unvorsichtigkeit und den Leichtsinn des Deutschen fast zornig zu machen, trotz all' ihrer Unruhe!

Aber vielleicht hatte er in seiner Ungeduld sie früher erwartet und war, beunruhigt über das, was auf der Ferme vorgefallen sein konnte, fortgegangen, um sich nach dieser zu begeben: er konnte dem Fußwege durch die Schlucht gefolgt sein; dieser Weg führte mit einer Wendung um den Fuß der Bergwand rechts herum auf die Vicinalstraße von der Ferme nach Givres; Max hatte dann denselben Weg eingeschlagen, den ihn Valentine in der verflossenen Nacht ursprünglich führen wollte, bis sie räthlicher fand, den kürzeren, aber schwierigeren durch die Gärten und über die Höhe weg zunehmen.

So mußte es sein — Valentine beruhigte sich mit diesem Gedanken und eilte nun auf demselben Wege über die Waldhöhe wieder heim. Als sie der Ferme des Auges nahe kam, sah sie nach allen Seiten spähend aus, ob sie von Max etwas entdeckte — ob am Gebäude der Ferme eine geöffnete Thür, ein zurückgeschlagener Laden nicht verrathe, daß man aus dem Schlaf geweckt sei — daß Jemand angekommen, den sie doch jetzt mit einem wahren Entzücken und innerem Jubel erblickt haben würde — so nagend war ihr auf dem einsamen und jetzt doch nur mit Anstrengung zurückgelegten Wege die Sorge um sein räthselhaftes Verschwinden wieder auf's Herz gefallen. Wenn sie Max nicht auf der Ferme des Auges schon angekommen fand, so war sie entschlossen, nichts zu scheuen, ihre innere Pein um den Deutschen offen zu gestehen und ihren Vater zu bewegen, daß er anspannen lasse, um mit ihr nach Void zu fahren und selbst zu sehen, ob er dort sicher und heil angekommen. Weshalb sollte sie auch Anstand nehmen darauf zu bestehen.... sie hatte Gaston's Bemerkungen nicht mehr zu fürchten, und was Ellen anging — Ellen's Meinungen, Blicke und Urtheile waren ihr von heute an noch gleichgültiger, sie verachtete sie!

Als Valentine den Hof der Ferme betrat, fand sie auch die ersten Spuren der erwachenden Thätigkeit. Der Knecht, der die Pferde zu füttern hatte, ging eben über den Hof, den Stallungen zu. Valentine fragte ihn nach dem Deutschen; er hatte Niemand wahrgenommen. Des Fremden Pferd stand noch ruhig im Stalle. — Sie ging um's Haus herum über die Terrasse in den Salon, dessen Thür sie offen gelassen; die Thür stand angelehnt, wie Valentine, als sie gegangen, sie gelassen hatte; die geschlossenen Fensterläden hielten noch jedes Licht aus dem Raume fern — es war nirgends ein Anzeichen da, daß der Verlorene zurückgekehrt sei — er mußte sich nach Void selbst zurückgefunden haben, es war nicht anders möglich!

Valentine öffnete die Fensterläden und dann ließ sie sich in einen der nächsten Fauteuils nieder; ermüdet von ihrer jetzt wieder nagenderen Sorge, legte sie eine Weile das bleich und übernächtig aussehende Haupt auf die Lehne zurück, und schloß die Augen wie im tiefen Bedürfniß nach Ruhe.

Sie hätte schlafen mögen, verträumen Alles, vergessen Alles — den Deutschen, die Schreckensscene der Nacht, die Existenz Gaston's, die eigene am liebsten — und doch vermochte sie nichts zu vergessen, es stand Alles, wenn sie die Augen schloß, nur desto lebendiger vor ihr—und die Angst ließ sie nach wenigen Minuten wie der in einer wie fieberhaften Erregung aufspringen.

Wenn er nun doch umgekommen — umgekommen auf die grausigste, unerhörteste Weise — umgekommen zum Theil durch ihre Schuld! O mein Gott, hätte sie doch dies Schreckensbild, dies fürchterlichste von allen nur vergessen, nur dies für immer weit von sich scheuchen können! Weshalb kehrte es jetzt gerade so hartnäckig, so ihr das Blut erstarren machend zurück?

Draußen auf der Terrasse in der frischen Luft war es vielleicht besser auszuhalten, war die Angst leichter zu bewältigen. Es ist etwas Quälendes, Entsetzliches um die zähe Hartnäckigkeit fürchterlicher Bilder, die unsere Phantasie einmal aus dem Schooße des Möglichen, des bloßen Vielleicht heraufbeschworen hat! Sie weichen nicht, und wenn der Verstand, die kühle Ueberlegung auch hundert Gründe haben, uns die Thorheit unserer Sorge vorzustellen, zu beweisen — die Phantasie ist stärker und hört nicht auf, das einmal geschaffene Schreckbild auszumalen, zu vergrößern, es lebendiger und bedrängender zu machen. Valentine war in einen Zustand gerathen — als sie auf die Terrasse hinauseilte, hätte sie ihr halbes Leben darum gegeben, wenn in diesem Augenblicke der deutsche Officier lebendig und gesund vor sie hingetreten wäre!

Aber da war er ja auch — fern in der Mittelallee des Gartens — tauchte er nicht just ebenda unter den überhängenden Obstbaumzweigen auf? — ein Taschko, ein rother Kragen, ein Soldat in der Feindesuniform — und ein zweiter dann — Valentine erschaute von der Terrasse herab sie mit freudigem Erschrecken; dann fuhr ihr ein Stich durch's Herz; er war es nicht; es waren andere, zwei voraus, denen noch vier folgten—es waren deutsche Soldaten in grauen Mänteln, die Gewehre übergeworfen; sie kamen den Mittelpfad durch den Garten herauf; schweren lässigen Schrittes kamen sie heran und die Stufen herauf, die aus dem Garten auf die Terrasse führten, und hier oben hielten sie an, setzten ihre klirrenden Kolben auf die Steinplatten, und der Eine von denen, die voraus geschritten, trat auf das junge Mädchen zu, das hochklopfenden Herzens neben dem runden Tisch, an dem Max sie zuerst gefunden, stehen geblieben war, die Hand, wie um eine Stütze zu haben, auf die Rücklehne eines der gußeisernen Stühle gelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Vom letzten deutschen Kurfürsten.

Vor einigen Wochen führte mich mein Weg, erzählt Th. von G. im „Neuen W. Fremdenbl.“, einmal wieder nach Kassel, der ehemaligen Residenz des letzten Kurfürsten, der jetzigen preußischen Provinzialhauptstadt. Als ich zum letzten Male dort gewesen — es war Anfang November 1862, Hassenpflug war kurz zuvor gestorben — stritt sich noch Friedrich Wilhelm I. und Einzige mit seinem Volk über die Rechtsgiltigkeit der von ihm beschworenen Verfassung. Eine neue Ständeversammlung war soeben zusammengetreten und hatte einstimmig und einmüthig das Recht des Landes als Rocher de Bronze gegen landesfürstliche Willkür proklamirt. In dem Gasthaus, in welchem ich zu verkehren pflegte — um jene Zeit führten mich meine Geschäfte häufiger nach Kassel — erschienen auch allabendlich mehrere „politische Größen,“ die sich namentlich auf die Bürgerschaft der Residenz eines großen Einflusses erfreuten. Jeden Tag zwischen sechs und acht Uhr kam man in einem „Klublokal,“ einem separirten Zimmer, zusammen, und ließ bei Bier und Wein die wichtigsten Ereignisse des Tages Revue passiren. Die Anwesenheit eines „befreundeten gab stets Veranlassung zu längeren Expektorationen und breiteren Erzählungen. Obgleich ich manche Geschichten sechsmal und häufiger hören mußte, ließ ich sie mir doch immer gern auf's neue erzählen, denn die Art, wie man sie vortrug, die größere und geringere Gereiztheit, die dabei zu Tage trat, war stets ein zuverlässiger Gradmesser der jeweiligen politischen Situation. Im Herbst 1862 war die Stimmung ganz besonders gereizt. Mit dem vollen Behagen des Hasses wurden noch einmal die alten Geschichten von der „menschenfeindlichen Willkür“ und „moralischen Verkommenheit“ des Landesvaters erzählt. Es gab fast kein Laster, dessen der Kurfürst nicht beschuldigt worden wäre, und ganz gewiß keine Tugend, die man ihm nachgerühmt. Ein schlechter Fürst und Mensch, ein schlechter Sohn und Vater, und dabei Sclave eines elenden Weibes, das waren so einige der mildesten Epitheta, in denen man sich erging, und jedes dieser schmückenden Beiworte wußte man durch eine Geschichte zu illustriren. Daß dabei die Fürstin von Hanau nicht gut wegkam, versteht sich von selbst, ja, wenn es Jemand gab, der, seit Hassenpflug todt war, noch mehr gehaßt wurde als der Kurfürst, so war es seine Gemahlin. Wie oft habe ich die Geschichte ihre Ehe nicht erzählen hören. 27 Jahre alt war der Kurprinz, als er sich zu Bonn als preußischer Offizier in Gertrude Lehmann, geborene Falkenstein, die Frau eines seiner Kameraden, verliebte. Der Herr Lieutenant oder Hauptmann Lehmann war seines Weibes würdig, denn ohne viele Umstände willigte er in ihren Verkauf. Ob und wann der Kurprinz mit Madame Lehmann getraut wurde, darüber gingen die Ansichten sehr auseinander, doch war man darüber einig, daß die ersten Kinder außer der Ehe geboren seien. Klagte doch Graf Max von Isenburg-Wächtersbach, der Gemahl der ältesten Tochter des Kurfürsten, 1850 seinen Schwiegervater der Fälschung an. Seine Frau behauptete er, sei vor der Ehe geboren, der Kurfürst habe einen Geistlichen in Fulda bestochen, der das Taufzeugniß anders gestellt habe; die Folge sei, daß die Kinder, welche ihm die Gräfin schenken werde, in Lehengütern nicht succesfionsfähig seien. Wie die Affaire beigelegt wurde, ist mir nicht mehr recht erinnerlich, doch war Graf Isenburg trotz seines gewiß nicht sehr chevaleresken Benehmens eine Zeitlang ein populärer Mann, und er wurde es noch mehr, als er einmal seinen Stock auf Hassenpflug's Rücken tanzen ließ.

Alles was zur Fürstin von Hanau in Opposition trat, wurde populär, so auch die früher nichts weniger als beliebte Kurfürstin-Mutter. Dieselbe, eine preußische Prinzessin, hatte sich geweigert, der morganatischen Gemahlin ihres Sohnes die „gebührenden Ehren“ zu erweisen; darüber war es zu heftigen Scenen zwischen Mutter und Sohn gekommen, in Folge dessen die Erstere es vermied, sich öffentlich sehen zu lassen. Als sie sich endlich einmal wieder entschloß, um des lieben Friedens willen im Hoftheater zu erscheinen, brachte ihr die versammelte Menge bei ihrer Abfahrt ein „Hoch“ aus. Aber kaum waren die Rufe verklungen, als die Leibgarde mit scharfen Säbeln auf das wehrlose Publikum einhieb. Die Kasseler Bürger mußten es mit ihrem Blute büßen, daß sie es gewagt, der Mutter ihres Fürsten ein Hoch auszubringen.

An diese und viele ähnliche Geschichten dachte ich, als ich jetzt wieder durch die Straßen der preußischen Provinzialhauptstadt schritt. Ich hatte in den letzten Jahren so viel gelesen von dem gewaltigen Aufschwung, den Kassel unter den Fittigen des preußischen Adlers genommen habe, daß ich einigermaßen überrascht war, als ich im Großen und Ganzen Alles so wieder fand, wie ich es vor zwölf Jahren zum letzten Male gesehen. Freilich hat die Stadt sich ausgedehnt, auch steigt im Innern der Stadt hie und da ein Neubau empor, aber die Physiognomie ist doch im Wesentlichen dieselbe geblieben. Für den Fremden hat der Aufenthalt allerdings insofern an Annehmlichkeit gewonnen, als mancherlei Chikanen, die ihn hinderten, die Sehenswürdigkeiten Kassel's zu bewundern, hinweggeräumt sind. Das gilt vor Allem der weltberühmten Gemäldegallerie, die früher nur durch Erlegung eines hohen Tributs an den Kastellan und auch dann nur für einzelne Bevorzugte möglich war, jetzt aber in liberalster Weise aller Welt gestattet ist. Ich brachte hier ein paar genußreiche Stunden zu und erfreute mich an den Perlen holländischer Kleinmeister, die hier reicher als in irgend einer andern Gallerie vereinigt sind. Abends suchte ich natürlich den „Klub“ auf, denn zu meiner Freude erfuhr ich, daß „die Herren“ noch immer allabendlich in dem alten Lokale zusammenkämen.

Freundlich, ja herzlich begrüßten mich die Neupreußen trotz meines Oesterreicherthums, trotzdem sie wußten, daß ich von dem, was sie als ein hohes Glück betrachtet hatten, gar nicht so übermäßig erbaut gewesen. Ich hatte mich gefaßt gemacht auf allerhand Redeschlachten, ja, ich hatte schon einen Sermon in petto, in welchem ich meine Verwunderung darüber aussprechen wollte, daß sie, die über dreißig Jahre so mannhaft für die Verfassung gegen den Kurfürsten gekämpft, gar keinen Versuch gemacht hätten, ihr Recht gegen den König von Preußen zu vertheidigen, aber all meine guten Vorsätze wurden zu Wasser, als man mich mit der Frage empfing, ob ich denn nichts Neues wisse vom „Alten in Prag.“ Ich verstand die Frage nicht gleich und es bedurfte einiger Gegenfragen, um mich zu belehren, daß der „Alte in Prag“ Niemand anders als der Ex-Landesvater Kurfürst Friedrich Wilhelm. Leider war ich außer Stande, Auskunft über das Befinden Seiner königlichen Hoheit zu geben, aber ich konnte doch nicht umhin, meiner Verwunderung über die Theilnahme Ausdruck zu geben, die sich in den Fragen nach dem verbannten Fürsten kundgab. Mein Erstaunen stieg, als dieselben Männer, die vor Jahren Alles aufgeboten hatten, mir zu beweisen, daß ihr Landesvater, gelinde gesagt, „ein moralisches Ungeheuer sei,“ jetzt anfangs schüchtern, dann aber immer entschiedener die Behauptung verfochten, daß Friedrich Wilhelm I., wenn er gleich als Regent seine großen Fehler gehabt, doch auch Eigenschaften besessen hätte, die ihm nur zur Ehre gereichten.

„Im Jahre 1866 hat er sich,“ meinte ein ehrsamer Kaufmann, „jedenfalls eben so muthvoll wie redlich benommen. Als ihm Preußen durch General Röder die nördlich vom Main gelegenen Provinzen des Großherzogthums Hessen antragen ließ, wenn er mit Bismarck gemeinsame Sache gegen den Bund machen wolle, gab er die kurze Antwort: „„Ich denke ebenso wenig daran, mich auf Kosten meines Bruders in Darmstadt zu bereichern, wie ich aus Furcht, das Meinige zu verlieren, die auf fremdes Eigenthum gerichteten Bestrebungen Preußens unterstützen werde.““ Sprach's und wurde, statt zum „König von Hessen zu avanciren, als Gefangener nach Stettin geführt.“

„Ja, der Kern,“ rief ein biederer Weinhändler aus, „war gut, wenn er nur die Fürstin nicht zu seinem Weibe gemacht, er säße noch heute in Wilhelmshöhe.“—„Dann danken wir Gott,“ entgegnete ihm ein Gymnasiallehrer, „daß er die Lehman kennen gelernt! Und gar so weit ist's mit dem guten Kern nicht her. Das Unglück ist mir heilig; ich will keinen Stein auf den „Alten“ werfen, aber das darf man denn doch nicht vergessen, daß Friedrich Wilhelm die schlimmen Eigenschaften seiner Vorgänger in sich vereinigte. Vom Großvater hatte er die autokratische Laune, von dem Vater die zornige Gereiztheit. Auch Großmutter und Mutter hatten ihm nicht viel Gutes vererben können; von der Erstern hat er das dicke Blut der dänischen Königsfamilien und von der Andern die fast blöde Menschenscheu. Ob es trotzdem nicht möglich gewesen wäre, etwas Ordentliches aus ihm zu machen, weiß ich nicht, das aber ist gewiß, daß die Behandlung, die er als Kurprinz erfuhr, nur dazu angethan war, die auf ihn vererbten bösen Keime in trauriger Weise zu entwickeln. Sein Vater haßte und fürchtete ihn: die Maitresse desselben aber, Gräfin Reichenbach, stellte ihm sogar nach dem Leben. Der mysteriöse Vorfall auf der Redoute, der dem Kammerdiener des Kurprinzen das Leben kostete, ist zwar nicht aufgeklärt, aber die Volksstimme hat schon vor fünfzig Jahren die Gräfin Reichenbach als die Urheberin jener grausigen That bezeichnet, die auf das ganze Fühlen und Denken des jungen Prinzen eine ungeheure Wirkung übte.“ — „Und was war das für ein Mysterium? fragte ich.

„Um einen Maskenscherz auszuführen, hatte der Kurprinz mit seinem Kammerdiener die Kleider gewechselt. Während der Verkleidung nahm Letzterer von einer unbekannten Maske eine Erfrischung und wenige Stunden später war er an den Folgen einer Arsenikvergiftung gestorben. Dem Mörder nachzuforschen ward verboten. Kurprinz Friedrich Wilhelm aber wurde wenige Monate später nach Marburg verbannt; gleichzeitig wurden alle Offiziere, die für seine Anhänger galten, in entfernte Garnisonen versetzt.“

„Ja, gegen die Reichenbach,“ warf ein alter pensionirter Oberst dazwischen, „war die Fürstin von Hanau doch noch eine respektable Dame. Sie wußte den Kurfürsten zu nehmen, sie sorgte für ihre Kinder, das ist wahr, aber sie hat dem Lande lange nicht so viel gekostet, wie die Reichenbach, welche, obgleich sie doch nur die Maitresse Wilhelm's II. war, baare 14 Millionen Thaler, die dem Lande gestohlen waren, hinterließ. Köstlich war die Art und Weise, wie die Fürstin von Hanau ihren Mann zum Zahlen der Schulden der Prinzen zu bewegen wußte. Einst hatte ihr ältester Sohn wieder enorme Schulden kontrahirt. Der Kurfürst erklärte rundweg, das Geld nicht zahlen zu wollen.“

„Da hast Du vollständig Recht,“ meinte die Fürstin; „ich habe ihm auch schon Vorwürfe gemacht und ihm gesagt, er solle doch bedenken, daß Du kein König seist.“—„Unsinn das! Was ein König, kann ich auch.“ Die Fürstin hatte ihren Zweck erreicht, die königlichen Schulden ihres Sohnes wurden vom Vater bezahlt.“

„Ja, seine noblen Seiten kann dem Alten Niemand absprechen,“ versicherte der Weinhändler, „das gaben selbst seine Bedienten zu, wenn sie auch dann und wann mit Fußtritten regalirt wurden. Ich möchte davon eine Geschichte erzählen.“ Ich bat ihn, seinen Vorsatz auszuführen, und er fuhr fort: „Die allertreuesten Diener Sr. königlichen Hoheit erfreuten sich eines sehr weiten Gewissens, namentlich galt das von den Tafeldienern, deren Rocktaschen vortrefflich mit ihrem Gewissen harmonirten. Mit einem Worte, sie stahlen wie die Raben. Hofmarschall Verschauer hatte bei dem Kurfürsten schon oft über das elende Diebsgesindel geklagt und ihn um die Erlaubniß gebeten, dem Treiben Einhalt thun zu dürfen. Doch er hatte stets die stereotype Antwort erhalten: „„Laßt sie! Sie sollen wissen, daß sie beim Kurfürsten von Hessen in Diensten sind.““ Endlich aber hatten sie's denn doch zu arg getrieben und der Kurfürst hatte, dem Drängen Verschauer's nachgebend, ihm die Erlaubniß ertheilt, nach einem großen Galadiner eine Visitation der Bedienten vorzunehmen. Ueber Nacht wurde Friedrich Wilhelm wieder andern Sinnes; die Erlaubniß zurückzunehmen ging natürlich nicht an; doch beschloß er, dem Verschauer einen Possen zu spielen. Früh Morgen befahl er seinem Kammerdiener, ihm den schlauesten der Diner, welche Mittag serviren würden, zu bringen. „„Kennst Du das elfte Gebot?““ lautete die Frage, welche der Kurfürst an den überraschten Diener richtete. „„Königliche Hoheit,““ stotterte dieser verlegen. „„Das elfte Gebot! Nun!““ fuhr der Landesherr ihn an. „„Laß Dich nicht verblüffen!““ platzte der Diener heraus. „„Und das Zwölfte?““ fuhr der Kurfürst in seinem Examen fort. — „„Laß Dich nicht erwischen!““—„„Ja, laßt Euch nicht erwischen, bei meinem kurfürstlichen Zorn! Heute nach der Tafel wird Euch der Hofmarschall Alle visitiren. Wenn auch nur in einer einzigen Tasche ein Stück Kuchen oder Obst gefunden wird, seid Ihr Alle aus meinen Diensten entlassen. Du haftest mir dafür.““ Der Diener rechtfertigte das Vertrauen seines Herrn. Die Visitation der Taschen fand statt, aber der Hofmarschall entdeckte auch nicht die kleinste Kleinigkeit, die seiner Anklage den Schein von Berechtigung hätte leihen können. „„Nun,““ fragte ihn der Kurfürst spöttisch, „„wie viel hat die Visitation der Hofkasse eingetragen.““—„„Königliche Hoheit,““ entgegnete Verschauer verlegen, „„ich weiß nicht, Ihre Diener scheinen durch ein Wunder ehrlich geworden zu sein.““—„„Oder,““ lachte der Kurfürst, „„es sind kluge Burschen, die sich nicht erwischen lassen.““

Die Klubstunde war vorüber, als der Weinhändler mit seiner Erzählung zu Ende war. Wir trennten uns, doch mußte ich noch lange der Gespräche über Friedrich Wilhelm gedenken, die so sehr mit dem kontrastirten, was zur Zeit der kurfürstlichen Herrlichkeit in denselben Räumen von denselben Männern geredet wurde. Viel hat sich ja in den letzten acht Jahren in Deutschland verändert, gewaltige Umwälzungen, welche die ganze Welt in Erstaunen setzten, haben stattgehabt; nichtsdestoweniger scheint mir die Umwandlung, die sich in den Gefühlen und Ansichten meiner Kasseler Freunde, welche Tausende ihrer Landsleute repräsentiren, zu Gunsten des Kurfürsten vollzogen hat, nicht zu den kleinsten Wundern dieser Zeit zu gehören. Man liebt Friedrich Wilhelm noch nicht, sehnt ihn noch weniger zurück, aber indem sich ein gewisses Mitleid für ihn regt, beginnt man ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; man verfolgt ihn nicht mehr mit blindem Haß; man sucht nicht blos Geschichten hervor, welche die Schattenseiten seines Charakters illustriren, man erinnert im Gegentheil mit Vorliebe an seine guten Eigenschaften. „Es ist das letzte Aufflackern des hessischen Partikularismus,“ meinte ein preußischer Landtags-Abgeordneter, der auch von dieser eigenthümlichen Erscheinung sprach. Der nationalliberale Biedermann mag Recht haben; aber es wirft doch ein eigenthümliches Licht auf das bald achtjährige preußische Regiment, daß sich der hessische Partikularismus in sympathischen Empfindungen für den einst so gehaßten Ex-Landesvater äußert.

Der Fuchs.*)

Wir sind im Vorland, wo die gewundene Straße zwischen breiten Wiesen in die Berge führt; es ist Herbst, und mit kaltem Lichte flimmert der Mond über den Bäumen. Leise raschelt ihr braunes Laub, wenn der Nachtwind vorbeizieht, in den fernen Gehöften brennt noch hier und dort ein Licht, aber kein Wanderer zieht mehr des Weges. Lange, lange ist es still, dann kommt langsam ein schwerer, hoch geladener Wagen; schon aus der Ferne hört man die Spur der Räder, aber auch der Fuhrmann, der hinter dem weißen Leinendach sitzt, ist eingeschlafen und nickt, denn die Pferde finden von selber Weg. Im Schritte fährt er vorüber an den Meilensteinen, bis das Knarren der Räder immer schwächer und schwächer klingt, und endlich ist es wieder die alte tiefe Stille. Die Fluren schlafen, kein Thier regt sich im Walde — da huscht mit einemale über die Straße weg und querfeldein ein rother listiger Geselle, der sich bedächtig den einsamen Gehöften nähert. Jetzt steht er plötzlich stille — und spitzt die Ohren — aber es war nur ein Ast an den morschen Linden, der sich geregt; er setzt den erhobenen Lauf wieder zu Boden, und in leichtem Trabe zieht er weiter über das kurze Gras. Jeden Laut, den ihm der Wind entgegenbringt, prüft er mit seiner Witterung, immer wieder blickt er sich um, immer wieder huscht er zur Seite, wo ihm der Schatten am Wege drohende Bilder malt. Das ist Reinecke, der alte Held unserer Fabeln, der alte Schelm, der den Bauer bestiehlt und den Jäger narrt.

Von allen Thieren welche die Dichtung in den Kreis menschlichen Lebens hereinzog, hat keines eine so ausgeprägte Individualität, von allen, welchen die Fabel menschliche Sprache lieh, spricht keiner so klug und beredtsam wie er. Es ist vortrefflich, wenn Grimm versichert, „der Fuchs sei der Fabel so unentbehrlich wie Davus der Komödie, er sei ihr Anführer und erster Actor.“

So haben denn schon die Alten sein Wesen mit aller Feinheit erkannt und dichterisch festgestellt, denn gerade durch die Vorsicht, mit der er sich der Beobachtung entzieht, fordert er eben die Beobachtung heraus. Jene Jagd ist hier ein Wettkampf, wer klüger, wer findiger sei, er oder der Jäger. Und weil es nicht selten er ist, der seinen Gegner überlistet, darum wird er gehaßt und geschmäht, denn die Menschen leiden es nicht, daß Einer gescheidter als sie selber, und vollends Einer, der — vier Beine hat. Diese Klugheit nun, diese Vorsicht, die nur Gewalt braucht, wo Gewalt gefahrlos ist, und mit der feinsten List zu Rathe geht, wenn diese rettet, ist der durchgehende Zug in Meister Reinecke; es ist nicht eine Eigenschaft, es ist sein Wesen.

Selbst die äußere Gestalt hat sich wunderbar diesem Wesen angeschmiegt, nicht in der Kraft, sondern in der Geschmeidigkeit liegt ihre beste Waffe; kein anderes Thier geht so spurlos und leise, keines hat so viel Geduld und Zähigkeit und fügt sich so elastisch der Lage.

Das einsame Gebiet, das der Fuchs beschleicht, ist ihm bekannt bis ins Kleinste; er weiß jeden hohlen Baum und jedes Loch im Boden; immer geht er mit der Nase gegen den Wind; niemals ist er um einen Ausweg verlegen.

Wird er zur Flucht gezwungen, so verläßt ihn doch nie die Geistesgegenwart; nur rasch ins Dickicht, nur nicht am Jäger vorbei, sondern im Zickzack laufen, das ist ihm das Nächste, jeden einzelnen Baum, der etwa Deckung gibt, benützt er mit kluger Sorgfalt.

So kann es nicht wundernehmen, daß ein Thier, dessen Feinsinn fast an menschliche Berechnung mahnt, auch bei den Menschen jederzeit besondere Beachtung fand, wenn Sage und Lied, Sprichwort und Bild so oft auf Meister Reinecke zurückkommen. In den Fabeln wird er häufig als der leichte Neffe des grämlichen alten Isegrimm bezeichnet, von seinem „rothen Höslein“ erzählen die Märchen und er selber schwört „bei seinem rothem Haupt“. Fast überall ist er der Rathgeber der andern Thiere, obgleich sie wissen, daß er „niemals Treue beging“ — aber seine schmeichelnde Rede und seine Verschlagenheit machen ihn doch immer wieder zum Helfer in der Noth.

Das scheue verborgene Leben, das der Fuchs draußen im Walde führt, verräth sich noch in manchen Ausdrücken des Dialektes; wenn zum Beispiel am Waldrand die Nebel dampfen, langsam steigend und sinkend, dann sagt der Bauer: „Jetzt kochen die Füchs!“ und wenn man die abgelegenste Ferne bezeichnen will, dann heißt es: „Da draußen, wo sich Fuchs und Has' gute Nacht sagen.“

So sehr gilt der Fuchs, trotz aller Mythen doch noch immer als ein wildes, dem Menschen feindliches Thier; seine Schlauheit verschafft ihm zwar ohne Unterlaß eine Rolle im erzählenden Vergleich, aber Keiner hört es gern, wenn er selber damit verglichen wird, denn das ist stets ein Compliment, das dem Verstande auf Kosten des Charakters gemacht wird. Und dagegen sträubt sich das Volk; man meidet Jene, von denen es heißt: „Der is gut g'fixt (gefüchst), der kennt alle Vortheil'“; ja selbst auf der Kanzel werden unter diesem Bild verstanden „die falschen Praktikenmacher, die mit ihren Contracten und Händeln nicht aufrecht stehen, sondern betrieglich und vortheilisch umgeh'n.“

So bleibt denn Reinecke bei allem Cult, den ihm die Menschen erweisen, noch immer ein „verkanntes Genie“, und am besten thut er, wenn er weit weg von ihnen lebt, denn — „weit davon, ist gut vor'm Schuß.“

Das merkt er sich auch; im heimlichen Dunkel des Waldes ist sein Aufenthalt, und am Abend streift er aus dem Holze ins Feld, aber sobald der Morgen dämmert, kehrt er zurück ins Dickicht, wo sein Bau steht. Wie's eben kommt, so nimmt er's hin; sind junge Hasen im Felde oder leichtes Geflügel, dann ist die Tafel reichlich besetzt, und gibt es magere Zeiten, dann wandelt er unverdrossen in den langen Ackerfurchen und fängt sich Mäuse. Geht's doch dem Raben auch nicht besser, der da drüben lauert und ihm gravitätisch zunickt; denn Fuchs und Rabe sind alte Freunde, die sich niemals ein Leid thun. Wo eine Lichtung im Walde ist, sucht er sich gerne die alten modernden Stämme aus oder einen hohen Baumstrunk, den er mit leichtem Sprung erreicht, dort setzt er sich possirlich zurecht und dehnt sich behaglich in der Sonne, blinzelnd lugt er nach allen Seiten, doch bei dem mindesten Geräusch—huscht er von dannen.

Freilich bedingt auch hier die Oertlichkeit gar manchen Unterschied; in der Ebene, wo die Bewohnung dichter und deshalb die Gefahr viel größer ist, erscheint der Fuchs noch beiweitem vorsichtiger und scheuer als in den Bergen, wo er ungestört dahinlebt. Wie oft ist mir's begegnet auf den Almen zur Winterszeit, daß einer kaum zwanzig Schritte weit an mir vorübertrabte und mich ganz wohlgemuth ansah, als wollte er sagen: „Welch' ein Narr, der um solche Zeit im Winter auf die Berge steigt, wo selbst unsereinem das Leben leid wird!“

Und in der That, der Winter ist hart genug, denn Futter gibt es nur spärlich und der Schnee verräth alle Spuren; deshalb trabt denn der Fuchs auch wohl am liebsten auf gebahntem Pfad, und man sagt, daß es nirgends besser auf ihn zu passen sei, als wo der Weg sich kreuzt. Ein abgehärmtes Wild, das im Schnee verendet, oder ein Vogel, der aus der eisigen Luft zu Boden fiel, das ist oft wochenlang seine einzige Beute, und selbst die machen ihm gierige Krähen streitig oder ein Habicht, der sich kreischend mit mächtigen Fängen herabläßt.

Erst im Februar, wenn schon das geheime Wachsen des Tages beginnt und das graue Zwielicht der Dämmerung länger und länger wird, kommen bessere Zeit. Dann wird es im Bau lebendig, und lieber als alles Wild ist dann dem Fuchs die Fehin, wie man im baierischen Hochland sagt; ihr gilt jetzt sein Treiben und Jagen, und mancher listige Freund steht witternd vor dem Bau und wirbt um gastlichen Einlaß.

Wenn dann die Maiensonne scheint, spielen die Jungen mit tollen Sprüngen auf dem weichen Moos, das den heimlichen Eingang des Baues deckt, während die Mutter behaglich daneben liegt und sie mit leuchtenden Augen begleitet. Der Vater aber ist Tag und Nacht unterwegs und mit jubelnden Sätzen begrüßen ihn die Kleinen, wenn er ein banges Häslein oder den Häher mit blauen Flügeln, die sich noch regen, nach Hause trägt. Ihnen muß er zum Spielzeug dienen und ihnen gehört der erste Leckerbissen; die Liebe, die der Fuchs für seine Jungen hegt, kennt keine Grenze und Gefahr. Jedem Angriff hält er mit grinsenden Zähnen Stand, nicht die Klugheit, sondern der Muth ist jetzt seine Waffe.

Niemals ist auch der Fuchs dem jungen Wildstande so gefährlich wie jetzt, denn er hat Hunger für Sieben, so oft er nur auf den Raub geht.

Ein kleiner Bergsee ist nicht weit von seinem Baue, die Ufer sind dicht mit Schilf bewachsen und in dem hohen, knisternden Röhricht flattert wildes Geflügel. Schon neigt sich der Abend; der laue Wind streift durch das schwankende Schilf, und mit knorrigen Wurzeln greift der morsche Baumstrunk in die helle Fluth. Hier unter all den kleinen Buchten und Winkeln, die immer neues Versteck und neuen Ausblick bieten, tummeln sich die wilden Enten am liebsten, der Enterich mit schillernden Federn am Halse und die Mutter mit der jungen Brut; da kommen sie leicht ans Ufer und plätschernd läßt es sich untertauchen, denn die Fluth ist klar und regungslos.

Aber hier tummelt sich auch am liebsten Freund Reinecke, auch er mag immer neues Versteck und neuen Ausblick haben, auch er hat junge Brut daheim und die haben die schillernden Federn so gerne.

Hinter dem morschen Baumstrunk liegt er auf der Lauer, nur die Spitze des Kopfes vorgeneigt; unduldig, aber geräuschlos bewegt sich die Ruthe. Er kommt — der Enterich mit den schillernden Federn, so breit und sachte rudert er herbei — nahe, noch näher — nur noch einen Zug, dann ist's um ihn geschehen! Tage und Wochen vergehen, ohne daß ein menschlicher Schritt an diesem Ufer hallt, aber endlich, wenn's gegen den Herbst hingeht, kommt doch einmal der flinke Jägerbursch. Zornig überschlägt er, was der verdammte Fuchs ihm wieder an Federwild gestohlen, und das nächstemal bringt er sein Eisen mit; daß hat hinter den Baumstrunk unter den Farrenkräutern den besten Platz.

Arglos kommt der schlaue Schelm mit der buschigen Ruthe, so behaglich und sachte schleicht er herbei, nahe — noch näher — nur noch Einen Schritt, dann ist's um ihn geschehen! „Denn der Fuchs weiß viel,“ lautet ein alter Jägerspruch, „aber der ihn fängt, noch mehr.“

*)Aus einem bei Fr. Bruckmann in München erscheinenden Jagdwerk.

Deutsche Gasthöfe vor 300 Jahren.

Culturhistorische Skizze nach Erasmus Rotterodamus.

Wenn man das Gasthofsleben in unseren Tagen betrachtet, die Bequemlichkeit und den Comfort in allen Herbergen, die Aufmerksamkeit und Dienstbeflissenheit ihres Personals, das selbst den leisesten Wunsch als unumstößliches Gesetz zu betrachten gewohnt ist, beobachtet und damit das Bild vergleicht, das Erasmus Rotterodamus in einer seiner Schriften von den den deutschen Gasthöfen seiner Zeit zeichnet, so drängt sich uns fast unwillkürlich der Ausruf auf die Lippen: „O, die gute alte Zeit!“

„Ja, es ist eine seltsame Skizze, die uns der genannte Gelehrte — geboren 1467, gestorben 1536 — von dem damaligen Gasthofswesen bietet und uns dasselbe in den Kinderwickeln zeigt; indessen gewährt sie einen solch anziehenden Einblick in die Verkehrsweise vor dreihundert Jahren, und ist dabei so voll markigen Humors, daß wir nicht unterlassen können, dieselbe hier in freier, deutscher Uebertragung — denn nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit schrieb Erasmus in lateinischer Sprache — zu bringen.

Seine Schilderung lautet:

„Man muß eine geraume Zeit an der Thüre klopfen und rufen, ehe Jemand hört. Hat man sich die Mühe nicht verdrießen lassen und die Geduld nicht verloren, was wahrlich kein Wunder wäre, hat man längere Zeit laut und kräftig Einlaß begehrt, so schiebt sich endlich aus dem Fensterchen der warmen Stube ein Kopf, der wie eine Schildkröte aus ihrem Schilde hervorlugt.

Diesen muß man nun fragen, ob man allhier ein Nachtquartier erlangen könne. Erfolgt kein verneinendes Schütteln, so ist dies ein Zeichen, daß das gewünschte Unterkommen zu haben ist.

Man entledigt sich nun der Stiefel und erhält dafür ein Paar Pantoffeln, wechselt nöthigenfalls die Leibwäsche und trocknet die nassen Kleider. Wasser zum Waschen steht bereit; es ist aber ebenfalls ein Allen gemeinsames Becken, und deßhalb in der Regel so fürchterlich schmutzig, daß man sich desselben lieber gar nicht bedient, da man erst anderes Wasser nöthig hätte, um das erstere abzuspülen.

Wer es wagt, an diesen schönen Einrichtungen Anstoß zu nehmen, oder gar sich zu beschweren, der bekommt sogleich die geflügelten Worte zu hören:

„Wem's nicht ansteht, der mag sich eine andere Herberge suchen!“

Und darauf vermag man nichts zu erwidern; man muß schweigen, mag man wollen oder nicht.

Was das Essen anbetrifft, welches man hier vorgesetzt bekommt, so wird dasselbe nicht eher angerichtet, als bis man keine Gäste mehr erwartet, „damit das Gelaufe nicht immer ist und Alle zu gleicher Zeit abgefertigt werden können.“ Es kommen oftmals achtzig bis neunzig Fußgänger, Reiter, Kaufleute, Fischer, Fuhrleute, Weiber und Kinder, Gesunde und Kranke zusammen.

Merken diese Menschen unter den Anwesenden einen Ausländer, dessen Aeußeres auf etwas Vornehmes schließen läßt, so sind Aller Augen ohne Unterlaß auf ihn gerichtet, und er der Gegenstand der allseitigsten Aufmerksamkeit und belästigendsten Neugierde, schier als ob er ein Wunderthier aus der neuen Welt wäre; selbst bei Tische verwenden sie kein Auge von ihm und vergessen über dem Anglotzen beinahe ihren Hunger.

Der Abscheu einflößende Ganymed erscheint jetzt und bringt einem Jeden einen hölzernen Teller nebst einem plumpen Löffel vom nämlichen Material, dazu einen gläsernen Krug und Brod, mit welch' letzterem man sich die Zeit vertreibt, bis das Muß gekocht ist. Nicht selten kann man so ein Stündchen verbringen und vor Langeweile das halbe Brod kleinschneiden.

Endlich kommt Wein auf die Tafel. Aber, guter Vater im Himmel, was für Wein! Scharf und sauer wie Essig! Und zum Unglück giebt es kein Mittel, um einen besseren zu erlangen; denn wollte man zu diesem Zweck auch heimlich Geld bieten, so würde man gar nicht thun, als ob man höre, und nähme man sich die Kühnheit, darauf zu bestehen, so würde der Hausknecht mit einer Miene, als ob er Einen fressen wolle, die Parole geben: „Hier sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und kein Einziger hat über den Wein geklagt! Wem's hier nicht ansteht, der suche sich ein anderes Quartier!“

Dies beseitigt wie mit einem Zauberschlag allen ferneren Widerspruch und jedwede Beschwerde.

Endlich, nach einer langen Stunde des Harrens und Wartens, des Hungerns und Mißvergnügens kommen mit vielen Umständlichkeiten die Schüsseln auf den Tisch, und zwar in der ersten gewöhnlichen Brodschnitte, in Fleischbrühe getaucht, dann ein Ragout oder aufgewärmtes, gepökeltes Fleisch, alsdann ein Brei, und, wenn man beinahe satt ist, ganz leidlicher Braten oder Fisch, der aber nicht weit reicht und bald wieder abgetragen wird.

Der ganze Schmaus bietet Abwechselungen, wie auf dem griechischen Theater in Scenen mit dem Chore, so hier, mit Fleich und Brei, der letzte Akt ist der beste.

Ist dies vorbei, so hat man eine Bußzeit abzusitzen, die, wie mir dünken will, genau nach der Uhr abgemessen wird. Umsonst schreit man: „Aufgeräumt, wir essen nicht mehr!“

Kein Mensch nimmt davon die geringste Notiz. Endlich erscheint der schmutzige Hausknecht wieder, mitunter auch der Wirth selbst, der sich übrigens auch nicht viel besser als jener ausnimmt, und fragt, ob etwa noch Jemand Appetit verspüre. Hierauf wird eine ziemlich genießbare Sorte Wein gebracht, und das Pokuliren geht nun los.

Man sieht Diejenigen gern trinken, die „einen Puff aushalten,“ obgleich die mäßigen Trinker ebensoviel bezahlen müssen.

Wenn aber der Wein die Köpfe erhitzt hat und die Natur ihre Rechte fordert, so geht ein wahrer Teufelslärm los, so daß man schier seine eigenen Worte nicht versteht und fürchten muß, taub zu werden. Jetzt treten Schalksnarren oder Hanswürste auf und belustigen die Gäste durch ihre Künste, und es ist kaum glaublich, welch ein Vergnügen die Deutschen an diesen erbärmlichen Kerlen finden. Die Spaßmacher treiben einen Singsang, sie jauchzen, springen pochen und machen einen Spektakel, daß die Stube einfallen möchte, und man muß wohl oder übel bis in die tiefe Nacht mit ausharren, wenn man es nicht verderben will. Und sollte es ein Gast wagen, sich über den Teufelslärm zu beschweren, so werden ihm in ingrimmigem Tone abermals die geflügelten Worte zugeschrieen: „Wenn Dir's hier nicht taugt, so geh' in eine andere Herberge!“

Und der Gast schweigt und — duldet.

Sobald der Käse, der übrigens faul und voll Maden sein muß, wenn er schmecken soll, abgetragen ist, kommt der schmutzige Graubart mit einer Schiefertafel, worauf mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet sind. Diese Tafel legt er stillschweigend auf den Tisch, während er selbst gleich einem Charon dabei stehen bleibt. Jeder, der sich auf diese räthselhafte Malerei versteht, legt nach der Reihe seine Zeche darauf; der Knecht zählt das Geld nach und nickt verständnißvoll mit dem bärtigen Kopfe, wenn nichts fehlt.

Sollte sich Jemand erkühnen, seine Rechnung unbillig zu finden, so muß er gleich hören: „Weß Menschen Kind bist Du? Du zahlst nicht mehr, als alle Anderen.“ Damit muß man sich zufrieden geben.

Will sich Einer vor Müdigkeit gleich nach dem Essen niederlegen, heißt man ihn warten, bis die Anderen schlafen gehen.

Endlich zeigt man Jedem sein Nestchen oder kahles Lager. Außer dem Bette, wovon der Ueberzug mindestens ein halbes Jahr nicht in die Wäsche gekommen ist, giebt es durchaus gar kein Geräth zur Bequemlichkeit.“

So der würdige Erasmus von Rotterdam. Gute, alte Zeit!

Der Schah als Theater-Referent.

Aus dem Tagebuche, welches der Schah-in-Schah auf seiner europäischen Tour geführt hat, heben wir vor allem Andern sein Referat über die Wiener Oper hervor, das wir sämmtlichen Theater-Referenten Europas als Muster kritischer Objektivität hinzustellen uns erlauben. Der Schah erzählt: „.... Wir gingen in die Loge, wo ich in der Mitte saß. Die Erzherzoginnen saßen rechts und links, der Großvezier hinter mir. Auch die österreichischen und deutschen Prinzen waren alle da. Das Theater ist in der That wunderschön. Es hat fünf Stockwerke und einen hohen ausgedehnten Plafond, Lampen in Form von Lustren und andere. Es war viel Publikum gegenwärtig. Der Vorhang ging in die Höhe. Man führte eine so schöne Vorstellung auf, tanzte und musicirte, wie ich es sonst nirgends gesehen hatte. Die Kleider der Theater-Mitglieder waren in jedem Augenblicke von anderem Schnitte und anderen Farben. Lauter schöne Kleider von hübschen Farben. Diesen Abend war Ballet und die Tänze reich an Abwechselungen. Zauberer, Dämonen, Geister und Feen wurden so gut auf die Scene gebracht, daß der Verstand ganz verwirrt wurde. Es waren Feen in einem sehr schönen grünen Walde, als der Mond eben unterging. Der Schatten des Mondes fiel auf einen Bach. Der Mond, die Wellen des Wassers, der Wald, Alles war ganz wie in der Natur. Ein großer gebrochener Baum war, eine Brücke bildend, über den Bach gefallen, und die Feen tanzten fort. Plötzlich kamen die bösen Geister, die Feen verschwanden, dann tanzten die bösen Geister, worauf später wieder die Feen kamen. Plötzlich verschwand der grüne Wald und die Frühlingslandschaft, und der Nordpol und Eisberge wurden sichtbar. Es begann zu schneien, und bergähnliche Stücke von Eis schwammen auf dem Meere hin und her. Auf dem Eise gab es weiße Eisbären, und Robben kamen und gingen. Es befand sich dort auch ein Prinz in dieser Kälte; er war nahe daran zu sterben, auf einmal erschienen aber die Töchter des Poles und die Feen der kalten Region mit weißen, schneebedeckten Kleidern. Nachdem sie aus dem Boden Feuer herausgebracht und den Prinzen erwärmt hatten, tanzten sie zusammen in schönen Kleidern, und eine passende Musik begleitete die einzelnen Abtheilungen, daß man ganz berückt war. Der Prinz war mit seinem Vezier im Hause eines Zauberers eingesperrt gewesen. Die Zaubermärchen waren so gut dargestellt, daß man es gar nicht beschreiben kann. Schließlich zeigte man die Meerestiefen, Fische, Muscheln aller Gattungen, Korallenblumen, Gräser, Meeresblüthen, das Emporbrodeln von Blasen aus der Tiefe, reizende Meerjungfrauen, die unter den Blumen und Blüthen schliefen. Unter den Muscheln kam eine sehr schöne Meerjungfer heraus, dann stieg die Königin der Wolken herunter und tanzte, verschwand dann wieder im Boden und erhob sich später in einem Ballon. Einmal stieg sie, vom Rücken eines Giganten getragen, empor und stieg dann wieder herab. Es ist wirklich unmöglich, Alles zu beschreiben. Obschon ich noch nicht gegessen hatte, wünschte ich nicht, daß dies zu Ende gehe. Doch war es auf einmal aus und ich stand auf, ging, der Kaiser begleitete mich bis zum Wagen. Ich fuhr mit der Eisenbahn nach meinem Quartier, wo ich dinirte und später schlafen ging.

Mutter (zu ihren beiden hoffnungsvollen Söhnen): Was man aber mit Euch zwei Lausbuben für Aerger erlebt, jetzt schau einmal Deine nagelneue Jacke an.

Bub: Die hat mir der Hans zerrissen!

Mutter: Ja, warum hast Du's denn gelitten?

Bub: I hab' ihm schon sei neu Hosen dafür zerrissen.

Officiöses Dementi.

Daß Bismarck auch nach München reise,
Das ist ein leer Gerede nur:
Erholung sucht er, das ist weise.
Er geht zur Kur und nicht zur Cour.

Mutter: „Wie alt ist denn eigentlich dein Freund Rudolf?“

Junge: Weiß nicht, jedenfalls viel älter als ich — denn er putzt sich seine Nase schon selber!“

Mann: „Wer hat denn meine ganze Schnapsflasche ausgetrunken?“

Frau: „Ich! — Ich leid' einmal keinen Schnaps im Haus.“

Denkspruch.

Was Dich nicht beißt, das schlage nicht
Was Dich nicht angeht, frage nicht,
Was Dir zu schwer ist, trage nicht,
Was Dir nicht weh thut, klage nicht,
Was wohl Dir will, das plage nicht,
Was tollkühn ist, das wage nicht,
Und thust Du, was ich sage, nicht,
Wohl geht Dir's all Dein' Tage nicht.

Sinnspruch.

Borge nie dem Freunde Geld,
Denn dann mußt Du Dich entschließen—
Ja, das ist der Lauf der Welt —
Eins von beiden einzubüßen.

Widersprüche.

Ich möchte manchmal weinen,
Kommt Etwas mir der Quer:
Wenn's nur bei Licht betrachtet
Nicht gar zu lustig wär'!

Ich möchte manchmal lachen,
Kommt etwas mir der Quer:
Wenn's nur bei Licht betrachtet
Nicht gar zu traurig wär'!

Wie der Wein schmeckt.

Wirth (zum Gaste): „Wie schmeckt Ihnen mein Weißwein?“

Gast: „Er schmeckt, als wenn einem eine junge Katze in den Hals kriecht.“

Wirth: „Nun aber der rothe?“

Gast: „Der rothe erregt ein Gefühl, als ob besagte junge Katze am Schwanz wieder herausgezogen wird.“

Klassisches.

Eine Krupp-Kanone steht einsam
In Norddeutschland irgendwo,
Vor dem Palaste des Bismarck,
Oder sonst einem—„Friedens-Bureau“
Sie träumt von einem Khedive,
Der in einer anderen Welt
Viel Tausende ihrer Schwestern
Zum Besten Egyptens bestellt!

Im Album einer Primadonna.
Durch Gesang zum Theater,
Durch's Theater zu einem Bankdirektor,
Durch einen Bankdirektor in ein Feuilleton,
Durch Feuilletons zum Ruhme.
Führen mithin Beide zum gleichen Ziele.

Mit Geduld erreicht man stets sein Ziel, sprach kürzlich salbungsvoll ein Schulmeister zu einem am Lernen verzweifelnden Jungen. „Das glaube ich nicht!“ sagte derselbe mürrisch. „Setzen Sie 'mal eine Henne auf ein Porzellan-Ei; da kann sie lange brüten!“